

Markus Gabriel
Gert Scobel

ZWISCHEN GUT UND BÖSE

Philosophie
der radikalen Mitte

 Edition
Körber

Markus Gabriel | Gert Scobel

ZWISCHEN GUT UND BÖSE

Philosophie
der radikalen Mitte

 Edition
Körber

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Edition Körber, Hamburg 2021

Umschlag: Groothuis, www.groothuis.de

Covergestaltung und Illustration: Ralf Nietmann |
www.ralfnietmann.de

Herstellung: Das Herstellungsbüro, Hamburg |
www.buch-herstellungsbuero.de

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany

ISBN 978-3-89684-587-0

Alle Rechte vorbehalten

www.edition-koerber.de

»Thoughts don't come from ›within‹; neither do they come from ›without‹. They emerge ›between‹.«

BAYO AKOMOLAFE, »THESE WILDS BEYOND OUR FENCES«

Inhalt

Vorwort 9



Aporie

Anfangen 17 • Unterscheiden 33 • Das Gute 43 •
Dazwischen 49 • Sensus communis 70 • Moralischer
Fortschritt 81 • Das Studien-Problem 86 • Das Tugendhat-
Problem 110 • Unmoralische Küche 119 • Maß und
Mitte 122



Antinomie

Kapuzineräffchen 129 • Differenz ohne Normen? 135 •
Moral Machine 140 • Die stalinistische Strategie 158 •
Datensouveränität 169 • Historizität und Norma-
tivität 182 • Perspektivwechsel 191 • Spielräume und
Fiktionen 196



An-Archie

Tugend 205 • Menschlichkeit? 211 • Gut und Böse 217 •
Gleichgültigkeit 221 • Die Radikalität der Mitte 230 •
Weisheit der leeren Mitte 242 • Räume dazwischen 260 •
Die Wirklichkeit 271 • Komplexität und Nichtwissen 278 •
Auswege finden 288

Die Praxis der radikalen Mitte 295

Anmerkungen 305

Über die Autoren 315

Vorwort

Denken, darin waren und sind sich Philosophinnen¹ von Platon bis Hannah Arendt einig, geschieht als Dialog – mit sich selbst, aber in erster Linie im Gespräch mit anderen Menschen. In einer der frühesten Bestimmungen des Denkens in der westlichen Tradition verweist Platon in *Gorgias* darauf, dass selbst derjenige, der als Einer für sich selbst denkt, stets mit sich selbst im Kontext anderer denkt. Philosophie entsteht daher, wie alles Denken, aus und in Gesprächen. Wer philosophiert, tritt, wie die Wissenschaften oder die Politik, in einen Raum gemeinsamen Lebens. Zu philosophieren bedeutet Teil einer Lebensform zu sein. Eine ihrer Spielregeln ist es, die Wirklichkeit möglichst gut zu erfassen. Dabei setzt man sich im Denken wie übrigens auch im alltäglichen Handeln sowohl mit anderen Menschen als auch mit sich selbst auseinander. »So wie ich mein eigener Partner bin, wenn ich denke«, schreibt Hannah Arendt in ihrer Analyse des Bösen, »bin ich mein eigener Zeuge, wenn ich handle. Ich kenne den Täter und bin dazu verdammt, mit ihm zusammenzuleben.«² Einer, der denkt oder handelt, bleibt nie »schlicht Einer«. Er oder sie steht im Zusammenhang des Ganzen und ist mittendrin. Niemand kann sich aus der Wirklichkeit herausnehmen. Damit ist einer der Kerngedanken dieses

Buches expliziert. Wir sind mittendrin, mitten in der Wirklichkeit. In dieser Wirklichkeit mit all ihrer Komplexität geschieht unter anderem moralisches Handeln. Als moralisches steht es in einem Spannungsverhältnis zwischen Gut und Böse. So wie das logische Denken zwischen verschiedenen Denkmöglichkeiten oszilliert, um ihre Wahrheitswerte zu erschließen, ereignet sich Denken als Gesamtprozess, als ein an Sprache gebundenes Geschehen zwischen Menschen. Allerdings geschieht dies, anders als Nietzsche suggerierte, nie *jenseits von Gut und Böse*. Es gibt nichts außerhalb des Wirklichen. Auch das Jenseits wäre, wenn es existierte, Teil *einer* Wirklichkeit und insofern Diesseits. Entsprechend gibt es auch keinen transzendenten Maßstab. Denken und Handeln ereignen sich zwischen Gut und Böse, nicht jenseits davon. »Gut« oder »Böse« zu ermitteln, bedeutet daher, inmitten der Wirklichkeit zu urteilen, vollständig eingebunden in ihre Vielfalt ebenso wie in ihre Verbundenheit.

Das Gespräch über das, was ist, und das, was sein soll, erfordert, viele Stimmen zu hören. Unser Buch hat diese Einsicht ernst genommen. Es ist entstanden als gemeinsames »Fließen von Worten«. Die Gedanken dieses Buches sind in Gesprächen entstanden und wollen ins Gespräch führen. Denn dies halten wir für die primäre Form, in der Philosophieren geschieht: als gemeinsames Denken, um Wirklichkeit (besser) zu verstehen. Denken ist Dialog, ein Sich-mit-sich-und-anderen-Unterreden.

Eine solche Unterredung kann sich aus jedem Ereignis ergeben, schreibt Arendt. Insbesondere kritische Lagen wie die, in der wir uns gegenwärtig mit der Klimakrise, einer Pandemie und zunehmenden Spannungen in Gesellschaften weltweit befinden, stellen Anlässe dar, sorgsam zu denken und gut und verantwortungsvoll zu handeln. Das Böse setzt für Hannah Arendt deshalb hier an. Denn »Böses tun heißt, diese Fähigkeit beeinträchtigen«.³

Das vorliegende Buch verdankt sich dieser Tradition des freien Gesprächs, das weit in die Geschichte zurück- und über den westlichen Kulturkreis hinausreicht. Es knüpft damit auch an David Hume an, den Autor der *Untersuchung über die Prinzipien der Moral*. Wie die Gegenwart in Form einer Zunahme an Spaltungserscheinungen, Verschwörungstheorien und Gewalt zeigt, die keineswegs allein Wirkungen der Pandemie sind, können gerade Gespräche über Fragen der Moral »besonders ärgerlich« sein, weil sie zwischen Menschen stattfinden, »die einen hartnäckigen Eigensinn in ihren Prinzipien beweisen«, wie Hume formulierte.⁴ Insofern sind Gespräche über Moral nicht nur besonders geeignet, ärgerlich zu sein: Sie sind auch in hohem Maße schwierig, weil man sich zwischen die Stühle und Meinungen setzt. Unserer Überzeugung nach muss sich insbesondere die Philosophie solchen Schwierigkeiten bewusst aussetzen und bereit sein, sich mutig zwischen die Stühle zu setzen. Am Ende lebt nicht nur die Philosophie, sondern jede offene Gesellschaft und insbe-

sondere demokratische Lebensformen, denen wir uns verbunden fühlen, von Kommunikation, Streit und der gewaltfreien Auseinandersetzung realer Menschen miteinander. Gespräche verdanken sich wie Demokratien der Einsicht, dass Menschen nur im Plural existieren. »Der« Mensch ist eine Fiktion. Wird versucht, »den« Menschen zu bestimmen und ihn zu fixieren, gleich, ob er zum Objekt der Wissenschaften gemacht wird oder in Form eines Narrativs, bringt die Fixierung statt der erhofften Klärung im Gegenteil meist Unglück – zumindest für die- oder denjenigen, die oder der nicht der einmal gefundenen und festgelegten Definition dessen, was oder wer »der« Mensch sei, entspricht.⁵

Für Hume wie für uns stand daher nicht nur fest, dass der Dialog im Zentrum ethischer Reflexion und Urteilsfindung stehen sollte; sondern auch, dass mit der Anerkennung unterschiedlicher Menschen auch unterschiedliche Standpunkte, unterschiedliche Einteilungen der Wirklichkeit sowie unterschiedliche Handlungsweisen gegeben sind. Doch es ist die eine Realität, um die es den Wissenschaften, aber auch der Ethik oder der Politik geht, deren besonderes Interesse einer guten Entwicklung dieser Realität gilt. Ein guter Ausgang all dieser unterschiedlichen Bemühungen ist unter den gegenwärtigen Bedingungen keineswegs sicher. Tatsächlich hat die Anzahl der autokratischen, antidemokratischen politischen und sozialen Systeme in den letzten Jahren auch in Europa ebenso zugenommen wie die Anzahl der Probleme, die nahelegen, dass wir im

Anthropozän in die Nähe einiger Kippunkte gelangt sind, die zu einer radikalen Veränderung unserer Leben führen könnten.

Zwischen Gut und Böse verdankt sich einem Gesprächszusammenhang, der sich über Jahre entwickelt hat. Aus diesen Gesprächen und einem gemeinsamen Anliegen ist das entstanden, was wir hier skizzenhaft *Philosophie der radikalen Mitte* nennen. Diese Philosophie ist im Wesentlichen jener Fluss der Gedanken, den das Buch in Ausschnitten dokumentiert. Die aufgezeichneten Gespräche fanden im Oktober und November 2020 sowie im Januar 2021 statt. Einwände gegen die Darstellung einer Philosophie als Gespräch sind nicht neu. In seinem posthum 1779 erschienenen Buch *Dialoge über natürliche Religion* bemerkte Hume, »daß die Dialogform, obschon die antiken Philosophen die meisten ihrer Lehren in dieser Darstellungsweise vorgetragen haben, in späterer Zeit wenig Anwendung fand«. Als Grund führt er an, dass sie »denen, die sich darin versuchten, selten gelang ... Es erscheint wenig natürlich, ein System in Form eines Gesprächs vorzutragen; und wer in Dialogform schreibt, möchte seinem Werk durch Verzicht auf die direkte Schreibweise ein freieres Ansehen geben und den Anschein des Verhältnisses von Verfasser und Leser vermeiden ... Selbst wenn es ihm gelingt, das Gespräch durch Einstreuung vielfältiger Themen und durch Wahrung eines angemessenen Gleichgewichts zwischen den Gesprächspartnern auf natürliche und aufgelockerte Weise verlaufen zu lassen, so verliert

er doch oft so viel Zeit mit den Vorbereitungen und Überleitungen. Es gibt jedoch einige Gegenstände, für welche die Dialogform besonders angemessen und der direkten und einfachen Darstellungsweise immer noch vorzuziehen ist.«⁶

Wir hoffen, mit dem vorliegenden Buch einen solchen Gegenstand behandelt zu haben und zu weiteren Dialogen anzuregen. Denn wie Hume bemerkt: »Jede philosophische Frage, die so *dunkel* und *ungewiss* ist, dass die menschliche Vernunft sie nicht mit Bestimmtheit zu entscheiden weiß, scheint – wenn man sie denn überhaupt behandeln will – ganz natürlich zum Dialog- und Gesprächsstil zu führen. Man darf vernünftigen Menschen unterschiedliche Meinungen dort gestatten, wo niemand vernünftigerweise eine definitive Position beziehen kann.«

Kurzum, wir sind davon überzeugt, dass im Leben wie in der Philosophie der Satz gilt: »It needs two to tango.«



APORIE

»Triff eine Unterscheidung. Laß einen Zustand, der durch die Unterscheidung unterschieden wurde, markiert sein durch eine Markierung \sqcap der Unterscheidung.«

GEORGE SPENCER BROWN,
»LAWS OF FORM«, 1969

Anfangen

GERT SCOBEL: Fangen wir mit dem Sprechen und Denken an. Die Form, in der wir über Ethik nachdenken wollen, erscheint ein bisschen ungewöhnlich, weil es eine dialogische Form ist. Statt mit Leitsätzen oder Prämissen zu beginnen, die wir vorher ausgeknobelt haben, lassen wir uns auf einen nicht planbaren Vorgang des Denkens ein.⁷ Nur der Anfang ist immer schon gemacht: dadurch, dass wir jetzt hier sind. Denn wir können immer nur »mittendrin« anfangen, inmitten einer komplexen Wirklichkeit.

MARKUS GABRIEL: Genau das war unsere Idee, uns zu treffen und einen echten philosophischen Dialog zu führen, dessen Ziel es ist, nicht Annahmen, die wir ohnehin schon mitbringen, in einen Vergleich zu setzen, sondern gemeinsam einen Weg zu gehen, der so noch nicht gegangen wurde, allerdings natürlich mit dem Ziel, uns darüber zu verständigen, was das überhaupt heißt, ethisch zu denken, und wie man zu guten ethischen Urteilen kommt.

GERT SCOBEL: Deshalb mündet unser Buch in drei Kapiteln, denen wir jeweils ein Symbol und einen Begriff zuordnen. Das erste ist ein logisch-mathematisches

Symbol, das von Spencer Brown stammt und die Operation des Unterscheidens charakterisiert. Das zweite ist das klassische Symbol der Differenz: das griechische *Delta*, das sich etymologisch auf das Nildelta bezieht und damit auf das fruchtbare, von der Wüste begrenzte Gebiet. Das dritte ist das chinesische Zeichen für Mitte, *Zhong*, welches dann die eigentliche These unseres Buches mehr in den Vordergrund rückt, nämlich dass Ethik mit der Radikalität der Mitte zu tun hat. Wir betten Ethik also in einen Zusammenhang des Lebens und der Erkenntnis ein.

MARKUS GABRIEL: Und wir sind uns einig, dass wir die Ethik nicht einfach, wie man so sagt, auf ein neues Fundament stellen müssen, sondern dass wir in der Ethik mit einer spezifischen Form von Unsicherheit zu ringen haben, die in anderen Teildisziplinen der Philosophie nicht in derselben Weise instanziiert ist. Aristoteles hat vielleicht als einer der Ersten – in dem Kontext, in dem er überhaupt das Wort Ethik geprägt hat, nämlich in der *Nikomachischen Ethik* – den Gedanken geäußert, es gehe in der Ethik darum, unter endlichen Zeitbedingungen, das heißt unter niemals hinreichend idealen Bedingungen, dennoch die *richtigen* Entscheidungen zu treffen. Das ist ein Gedanke, von dem wir uns, glaube ich, auch leiten lassen: der *phronêsis* bei Aristoteles, der besonnenen Abwägung in komplexer Lage.

GERT SCOBEL: Dazu fallen mir zwei Dinge ein. Das erste: Die Komplexität der Wirklichkeit ist die Ausgangslage und letztlich auch die Grundbedingung allen Nachdenkens. Wenn du anfängst nachzudenken, stehst du ja bereits mitten im Leben. Das heißt, es gibt bereits gewisse Voraussetzungen, die einfach da sind, zunächst unhinterfragt. Du hast eine Sprache erlernt, du bist in einer Lebensform groß geworden. Das ist ein Grundproblem: Die Frage, womit man den Anfang der Wissenschaft machen sollte, wie Hegel sich ausdrückt, kommt immer zu spät. Daher das Nach-Denken. Im Fall der Ethik kommt noch hinzu, dass es eben nicht nur um das Denken oder um Logik geht, sondern auch darum, dass ich mich in der Welt unter anderem mit Hilfe von Denken mir selber und anderen gegenüber verständige und dann auch noch richtig handle. Das zweite betrifft die Folgerungen, die sich aus der Komplexität des *Jetzt* ergeben. Die Wirklichkeit ist immer noch komplexer als jede Erwartungshaltung oder Prognose, die wir gebildet haben, um uns in ihr zurechtzufinden. Die Ethik kann deswegen niemals in ein finales System moralischer Prinzipien gegossen werden. Sie bleibt ebenso beweglich wie kontingent.

MARKUS GABRIEL: Erst einmal sollten wir vielleicht festhalten, dass jedes Denken und Urteilen eine Art von Handlung ist, mithin etwas, was jemand tut und das dadurch zurechenbar ist. Die Gedanken, die ich habe, sind mir zurechenbar, und deine dir. Alles Urtei-

len ist Handeln, es gibt keine reine Theorie, aber auch keine reine gedankenfreie Praxis. Bei den Handlungen, bei denen ethische Fragen eine Rolle spielen, sind das Gute, Böse oder Neutrale Eckpfeiler beziehungsweise Werte eines Spektrums. Wir werden uns über das Spektrum noch ausführlicher unterhalten. Jedenfalls gibt es Extrempunkte, an denen sich die Ethik orientiert. Damit befinden wir uns bereits in den hochgradig ausdifferenzierten Urteilspraktiken, die uns überliefert sind. Und schon sind wir mittendrin, auch im ethischen Urteilen. Bei den Fragen, bei denen ethische Überlegungen eine Rolle spielen, ist es auf eine bestimmte Weise erheblich weniger gleichgültig, sich zu täuschen, als in den sogenannten theoretischen Fragen. Wenn ich in ethischen Fragen das Falsche denke und im Ergebnis auch das moralisch Falsche tue, tue ich im Extremfall das Böse, und wer das Böse getan hat oder vielleicht systemisch im Bösen festsetzt, der ist zu Revisionen in seiner eigenen Lebensform genötigt, kommt in andere Verhältnisse – auch existenzielle –, anders als jemand, der lediglich ein falsches Urteil in einer x-beliebigen neutralen Angelegenheit fällt.

GERT SCOBEL: Ein Fallstrick wäre es jetzt, zu folgern: Denken ersetzt Handeln. Natürlich ist auch Denken ein Handeln – aber es kann nicht an die Stelle des Tuns treten, welches man mit einem ethisch verantworteten Verhalten erst einzuleiten gedenkt. Man kann nicht anstelle eines im Moment notwendigen Handelns – zum

Beispiel jemandem zu helfen – sagen: Ich denke jetzt erst mal darüber nach.

Du hast gesagt, dass sich Aristoteles' Ethik als ein Nachdenken unter Bedingungen endlichen Wissens und endlicher Zeit versteht. Das klingt extrem modern. Heute sprechen wir in Entscheidungstheorien von Komplexitätsbewältigung unter Bedingungen begrenzter Rationalität, der *bounded rationality*.⁸ Die Frage ist daher, ob wir Rationalität heute nicht entsprechend neu verstehen müssen. Lange Zeit war meine Auffassung von Aufklärung diese: Wenn du und ich uns über ein ethisches Thema streiten, legen wir alle Argumente auf den Tisch und wägen mit Hilfe eines rationalen Diskurses, das heißt mit den Mitteln der Logik auf der einen Seite, mit Kenntnis der Fakten auf der anderen, diese Fakten und deren logische Interpretation gegeneinander ab; und wenn wir das lang genug machen, kommen wir beide oder eine Gruppe von Menschen, letztlich in der Demokratie sogar eine ganze Gesellschaft dazu, vernünftige Entscheidungen zu treffen und vernünftige Regeln zu verabreden. Das Motto würde lauten: Alle Widersprüche, alle Konflikte lassen sich am runden Tisch der Vernunft lösen. Meine Erfahrungen, speziell mit Corona, aber auch mit vielen anderen Diskussionszusammenhängen, sind jedoch völlig andere. Ein Beispiel ist die Frage: Ist die Atomkraft eine gute Antwort auf unsere Probleme des Klimawandels? Wenn man diese Diskussion mit Leuten führt, die bereits gut informiert sind und die die Fakten kennen, ist man nach

zehn Minuten so weit, dass beide Seiten, Pro und Kontra, alle strittigen Argumente vorgebracht haben. Jetzt müsstest du auf eine Metaebene gehen, das heißt, du müsstest in ein übergeordnetes rationales Verhältnis zu diesen Argumenten treten. Von dieser Warte aus müsstest du dann ebenfalls rational entscheiden können: Was ist jetzt als das Richtige zu tun? Mir scheint, dass die Aufklärung lange Zeit über angenommen hat, diese Art von Verfahren anwenden zu können, um auf diese Weise zu einer eindeutigen, klaren Lösung zu kommen. Wir müssen uns aber heute eingestehen – und das ist eines unserer aktuellen Probleme –, dass dieses Verfahren nicht funktioniert. Warum? Weil es die Metaebene nicht gibt. Das Verfahren des Diskurses alleine reicht also nicht aus. Und jetzt sagst du: Das hat sich Aristoteles eigentlich von Anfang an so gedacht.

MARKUS GABRIEL: Genau, das ist der Grundgedanke der aristotelischen Ethik, den er gegen Platon ins Feld führt. Platon setzt, wenn man so will, stark auf die Algorithmizität der Ethik. Das heißt, Platon ist der durchaus richtigen Meinung, dass es unter maximal idealen Bedingungen keine Fehlbarkeit mehr geben kann, sondern quasi-mathematische, strenge philosophische Beweise. Deswegen hat Platon in der Akademie, soweit wir wissen, tatsächlich formale mathematische Kalküle zur Berechnung des Guten angeboten, karikiert von ihm selbst – ich halte das bewusst für eine Karikatur – in der berühmten Hochzeitszahl in der *Politeia*, wo

darüber gesprochen wird, unter welchen Bedingungen wer mit wem verheiratet sein muss. Wir haben zum Beispiel das Gefühl, dass politische Entscheidungen ab einem bestimmten Prozentsatz rechtspopulistischer Vertretungen in Landtagen zu einer moralischen Katastrophe führen. Auch da glauben wir an die eine genaue Zahl, und ab dieser Zahl müssen wir nervös werden. Oder wir fordern eine Studie über Rassismus in der Polizei, und wenn sich dann ein Prozent der Polizisten als Rassisten herausstellen, sind wir noch beruhigt, bei 23 Prozent werden wir langsam nervös.

GERT SCOBEL: 50 COVID-19-Infektionen auf 100 000 Einwohner in einer Woche. Wenn es 51 sind, sind wir sehr nervös.

MARKUS GABRIEL: Das ist Platonismus in der Ethik: Man glaubt, es müsste doch eine Zahl auffindbar sein, an der sich ethische Entscheidungen orientieren müssen. Die gibt es aber nicht.

GERT SCOBEL: Und die Zahl bildet ja eigentlich nichts anderes als ein klares digitales Verhältnis ab, nämlich eine scharfe, eindeutig umrissene Grenze, wie die zwischen 0 und 1. Dazwischen gibt es in der digitalen Logik nichts. Im Bereich der Mathematik kann ich jedoch unendlich viele Zahlen zwischen 0 und 1 konstruieren. Aber so funktioniert unsere digitale Logik ja gerade nicht. Weshalb Soziologen, wie zum Beispiel

Armin Nassehi, darauf hinweisen, dass die Digitalisierung der Gesellschaft nicht etwa mit den Computern Einzug hielt, sondern die Wurzel viel älter ist, zumal wir seit Jahrtausenden bereits messen und vermessen.⁹ Warum? Weil wir versuchen, gesellschaftliche Verhältnisse mit einer 0/1-Logik zu messen und Grenzen zu bestimmen, etwa von Einkommen, Lebensalter ...

MARKUS GABRIEL: Bruttoinlandsprodukt ...

GERT SCOBEL: Schon ist das, was später die Maschinen übernehmen, weil sie viel mehr Daten sammeln und verarbeiten können, im Grunde genommen präformiert. Die Digitalisierung der Gesellschaft ist demnach keine neue Entwicklung. Platon ist derjenige, wie du gesagt hast, der behauptet: Ich kann das Gute und das Böse eindeutig wie 0 und 1 voneinander unterscheiden, und weil ich das kann, kann ich logische Argumente konstruieren, die im Grunde genommen digitalisierbar sind und eins zu eins in die Logik eines regelbasierten Computersystems übersetzt werden können.

MARKUS GABRIEL: Genau. Platon hat eben nicht nur – Stichwort: Höhlengleichnis – das Kino erfunden, sondern auch das Internet. Wenn man Internet ins Altgriechische übersetzen möchte, wäre eine gute Übersetzung *symplokê*, was von *syn* (zusammen) und *plêkein* (flechten) kommt. Die *symplokê* ist das Zusammengeflochtene. Platon spricht im *Sophistes* vom Gebiet der Ideen,

dem reinen logischen Raum als einer Verflechtung der Ideen, was natürlich über das derzeitige Internet weit hinausgeht, das leider keine logische Verflechtung der Informationen, also keinen gut strukturierten allumfassenden Zusammenhang, sondern eine Verwirrung der Ideen anbietet. Jetzt kommt Aristoteles, der erstens gewisse Kritikpunkte an der Ideenleere im Allgemeinen anzumelden hat, aber – und das ist jetzt viel interessanter – den man so lesen kann, dass er sagt: Selbst wenn es im platonischen Sinne das objektiv Gute gäbe, nämlich das Gute als Maximalobjekt, heißt das natürlich noch lange nicht, dass ich weiß, wie es beschaffen ist, wenn ich unter Zeitdruck handle. Und, so Aristoteles, ich handle immer unter Zeitdruck. Für keine ethisch relevante Entscheidung habe ich jemals genug Zeit. Deswegen kann das Gute als Maximalobjekt in der Entscheidungsfindung nicht angemessen in Rechnung gestellt werden, sodass es auch nicht als Orientierungspunkt dienen kann. Das ist ein echtes Problem, denn es gilt für alle Fakten, die man kennen muss, um eine ideale Rechtfertigung für seine Entscheidungen zu treffen. Die Frage lautet also, wie man unter endlichen Bedingungen das Richtige tun kann, wenn das Gute selbst keinen Leitfaden zu seiner Entdeckung anbietet.

GERT SCOBEL: Meine Lebenszeit ist endlich. Also ist alle Erkenntnis, auch die in der Ethik, gemessen an der faktischen Komplexität der Wirklichkeit endlich, begrenzt und weniger komplex. Das heißt, wir haben es eigent-

lich mit zwei Formen von Unbestimmbarkeit oder Unsagbarkeit zu tun. Die eine ist die Unbestimmbarkeit, die es in der Wirklichkeit gibt, weil wir zum Beispiel Zeitreihen nicht unendlich laufen lassen können. Das heißt, wir haben es bei der Bestimmung dessen, was Tatsache ist, immer wieder mit Ungewissheiten zu tun. Das ist die *erkenntnistheoretische* Unbestimmtheit. Darüber hinaus gibt es noch eine zweite Form, die sich auf das bezieht, was gut für uns ist, was gut in unserem Handeln ist oder was eine »gute Qualität« unseres Handelns ausmacht. Auch dieses »Gut-Sein« bleibt auf eine zweite, nämlich *praktische* Art, unbestimmt. Wir haben also eine Unbestimmbarkeit der Meinungen und Urteile, der *dogmata* – und wir haben eine Unbestimmbarkeit unserer Lebensbedingungen und Lebenshaltung, der *pragmata*.

MARKUS GABRIEL: Im Allgemeinen gilt: Wenn ich Wissen über irgendetwas beanspruche, zum Beispiel zu wissen, dass wir gerade in Bonn sind, dann muss ich dafür Gründe haben. Meine Gewissheit, in Bonn zu sein, gründet darin, dass ich heute Morgen in Bonn aufgewacht bin, den üblichen Weg zu dem Ort genommen habe, an dem wir uns gerade unterhalten usw. Das sind die Gründe, die ich anführen kann. Wenn du mich also fragst, »Woher weißt du, dass du in Bonn bist?«, kann ich dir darauf solche Gründe nennen. Jetzt wirst du mich aber vielleicht fragen, »Woher kennst du deine Gründe?«, und dann wird es philosophisch interessant:

»Woher weißt du denn, dass du heute Morgen in Bonn aufgewacht bist?« Dann kann ich sagen: »Ich erinnere mich daran, heute Morgen in Bonn aufgewacht zu sein.«

GERT SCOBEL: Erinnerst du dich genau? Weißt du, dass du dich genau erinnerst?

MARKUS GABRIEL: Und überdies: Woher weißt du, welche Bedeutung das Wort »Erinnerung« hat oder das Wort »Grund«? Du hast vorhin mit dem Hinweis begonnen, dass wir uns in dem Augenblick, in dem uns ethische Fragen überhaupt wichtig sind, bereits in einer komplexen Lage vorfinden, die wir nicht selbst herbeigeführt haben. So haben wir die Staatsverfassung, in der wir uns befinden, nicht selbst geschrieben. Uns hat man natürlich nicht zum Grundgesetz befragt, denn wir existierten noch nicht. Die Grundlagen unseres Handelns und Urteilens werden überliefert, und wir modifizieren sie dann durch unsere Lebensvollzüge, also durch weitere Denkkakte sowie ethisch relevante Handlungen.

GERT SCOBEL: Wir haben die Sprache, die wir sprechen, nicht selber gemacht. Wir haben viele der Lebensbedingungen, in denen wir uns befinden, nicht hergestellt. Die technischen Geräte, mit denen wir jetzt aufzeichnen, die gesamte Infosphäre, die ich nur sehr eingeschränkt überblicke: All das existiert bereits.

MARKUS GABRIEL: Jeder versteht diese Zusammenhänge nur bedingt. Das fängt alles freilich schon auf einer viel elementareren Ebene an. Nehmen wir den Tisch, der vor uns steht. Ich möchte das Folgende mal behaupten: Es ist uns im striktesten Sinne unmöglich, herauszufinden, wo der Baum stand oder die Bäume, aus denen dieser Tisch gezimmert ist. Obwohl man denken würde, das müsse doch entdeckbar sein. Ich bin mir nicht mal mehr sicher, ob ich noch genau weiß, wo ich diesen Tisch gekauft habe. Ich glaube, bei einem Händler, ich meine noch zu wissen, wo der mal war, und ich glaube, er wurde durch ein Reisebüro abgelöst. Wie hieß der Händler noch mal? Lebt der Mensch noch? Und selbst wenn ich den finde, gilt, dass ich den Tisch als eine Antiquität gekauft habe, sodass auch der Händler womöglich nicht weiß, wo er genau herkommt, geschweige denn der Baum stand, aus dem er gemacht ist.

GERT SCOBEL: Selbst so etwas Einfaches können wir nicht bestimmen.

MARKUS GABRIEL: Wir können nicht herausfinden, woher dieser Tisch kommt. Und das gilt für die allermeisten Dinge, die uns umgeben.

GERT SCOBEL: Dennoch glauben wir zu wissen, wir könnten genau bestimmen, erstens, aus welchen Gründen wir uns so und nicht anders verhalten, zweitens,

welche Motive wir haben, genau dies zu tun. Aber auch diese Bestimmung lässt sich erweitern, wenn ich etwa eine Psychotherapie mache und meine Motive vielleicht auf einer anderen Ebene hinterfragen kann. Die Idee der Aufklärung, mit der ich groß geworden bin, fordert uns jedenfalls heraus, alles radikal und bis zum Ende zu klären. Und wenn du es nicht radikal bis zum Ende klären kannst, bleibst du mir oder bleiben wir uns etwas schuldig. Aber wir beide sind jetzt bereits zu dem Schluss gekommen, dass es völliger Unsinn ist, das verlangen zu wollen. Es ist unmöglich, das ethische Urteilen in einen finalen Zustand der vollständigen Ersetzung unserer Freiheit durch einen Algorithmus oder ein großes Prinzip zu überführen, sei es die Goldene Regel, der Kategorische Imperativ oder irgendein utilitaristisches Kalkül-System.

MARKUS GABRIEL: Bei Kant muss man schon vorsichtig sein, denn er hat immer auf die Grenzen der Erkenntnis verwiesen und versucht zu zeigen, dass wir uns selbst nicht kennen können, weil wir eine intelligible Seite haben, die außerhalb unseres Zugriffs liegt. Deswegen sagt Kant ja: Ich kann nicht wissen, ob ich jemals aus den richtigen Motiven, also gut gehandelt habe. Das Einzige, was gut genannt werden kann, ist ein guter Wille, aber ob ich jemals einen im Kant'schen Sinne guten Willen hatte, sagt Kant, kann ich nicht wissen. Das heißt, eigentlich ist die Aufklärung Kants auf unserer Seite, weil er die Komplexität der Anwendungsbedin-

gungen seiner universalen Regeln berücksichtigt. Kant glaubt gerade nicht, dass wir faktisch die Art von Klarheit herstellen können, die in der Aufklärung in Frankreich von Denkern wie dem Marquis de Condorcet als mathematische Kalküle entwickelt wurden. Die französische und auch die britische Aufklärung haben zu dem Gedanken geführt, Denken sei letztlich eine Art Rechnen, Vernunft sei, wie Thomas Hobbes gesagt hat, »nothing but reckoning«, also letztlich durch eine Maschine ersetzbar. Gegen solche Gedankenexperimente hat sich Kant gewendet, aber auch andere Aufklärer wollten den Gedanken verabschieden, wir könnten berechnen, was wir tun sollen. Das wäre nämlich mit dem Gedanken der Freiheit unvereinbar.

GERT SCOBEL: In England und Frankreich wurde ja damals vor allem die Wahrscheinlichkeitsrechnung entwickelt.

MARKUS GABRIEL: Theoreme des Marquis de Condorcet oder von Thomas Bayes, der die Grundlagen der heutigen Wahrscheinlichkeitstheorie entwickelt hat, aber auch andere Rationalitätstheorien der frühen Aufklärung, etwa bei Adam Smith, neigen zu dem Gedanken, wir könnten Ethik durch Statistik ersetzen. Das ist, wie mir scheint, der Versuch, Platon und Aristoteles zu überbrücken. Doch das ist ein Fehler. Aristoteles hat zu Recht gedacht, dass der Bereich menschlichen Handelns qualitativ ist und nicht quantitativ. Also, ein be-